



Die magyarische Volksdichtung.

Über das magyarische Volkslied gibt es schon eine ganze Literatur. Die älteren gedruckten und geschriebenen Sammlungen hat in den Vierziger-Jahren Johann Erdélyi im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft zu drei stattlichen Bänden zusammengestellt, deren erster in dreizehn Bücher getheilt ist, mit Liebesliedern, Hochzeitsgedichten, Trinkliedern, Räuber- und Pusztenliedern, Spottliedern, andächtigen Gesängen und Trauergedichten; dann folgen heilige Lieder und Weihnachtsgesänge; dann geschichtliche Nationallieder; Soldatenlieder, Kriegslieder, Romanzen und Volksballaden, Spiel- und Kinderlieder, schließlich Csángó-Lieder; der zweite und dritte Band erweitern diese nämlichen Gattungen und fügen die Székler Volkslieder hinzu, von welch letzteren jedoch Johann Kriza in seinem Werke „Vad rózsák“ (wilde Rosen) eine weit reichere Sammlung veröffentlichte. Später hat die Kisfaludy-Gesellschaft das Sammeln der Volkslieder neuerdings aufgenommen unter der Redaction von Paul Gyulai

und Ladislaus Arany, welche die obigen Gattungen durch frische Ernten bereicherten, aber auch um neue Abarten, z. B. die Weihnachtsmysterien und Dreikönigsspiele, Marien- und Christusfagen, die Tanzsprüche und Ammenreime vermehrten; auch diese letztere Sammlung beläuft sich auf drei starke Bände. Die gelehrten Autoren haben alle diese Sammlungen durch werthvolle Abhandlungen erläutert, indem sie aus mehr als zweitausend Beiträgen zur Volkspoesie nicht nur ein Bild zusammenstellen, welches das jetzige magyarische Volksleben nach Sitten, Gemüthsart und Gedankengang treu wieder spiegelt, sondern auch noch einen Lichtschein gewinnen, der in die geschichtliche Vergangenheit zurückleuchtet. Alle diese Sammlungen, denen sich noch viele kleinere, aber in dieser oder jener Hinsicht ebenfalls interessante anschließen, haben ohne Zweifel einen unmittelbaren und, man darf wohl sagen, heilsamen Einfluß auf die gesunde Entwicklung der magyarischen Nationalpoesie seit Petöfi, Arany und Tompa ausgeübt.

Wie in den Anekdoten, so spiegelt das magyarische Volksleben auch in den Volksliedern sein eigenstes Selbst wieder, so zwar, daß man in den Volksliederansammlungen sogar die Epochen zu bezeichnen vermag, in denen die verschiedenen Lieder entstanden sind. In den alten Liebesliedern herrscht Treue, Zartfönn, sonnige Leidenschaft, regenbogenfarbene poetische Phantasie vor, wozu sich am Anfange dieses Jahrhunderts auch noch schwärmerische Empfindsamkeit gesellt; die aus den letzten vierzig Jahren sind schon weniger sittenstreng und weisen eine gewisse Leichtblütigkeit auf. Ehedem sang der treue Liebhaber seiner Herzliebsten zu:

„Tag und Nacht, bei Sonn' und Kerzen,
Stehst gemalt in meinem Herzen
Du mit gold'ner Farb' . . .“

Die nämliche Schmeichelei singt eine der beliebtesten alten Liedweisen:

(„Meine Mariska! meine Mariska!“)

„Morgens, Mittags, bei des Abends Kerzen Stehst nur du allein gemalt in meinem Herzen,		Gottes bester Segen segne stets das Haupt dir, Bist du's gleich, mein blutend' Herz die geraubt mir.“
---	--	--

Und wieder ein anderes Lied an die Liebste lautet:

„Rose du, Rose du, Tausendmal noch drüber,		Silber, Gold — Silber, Gold, Bist mir tausendmal lieber.“
---	--	--

Welche poetische Verschwendung findet in den vier Zeilen statt:

„Bist nicht vom Mutter Schooße, — Vom Rosenstock entsprossen,		Haft dich am rothen Pfingsttag Im Morgenroth erschlossen.“
--	--	---

Wie vornehm ist der Ausdruck des Liedes:

„Wenn so deine Blicke gehen, Ist's wie Sterne blinken sehen,		Wenn so deine Lippen lächeln, Ist's wie Morgenröthefächeln.“
---	--	---

Wie wahr und schön und doch wie einfach ist die Empfindung in den Versen:

„Lieb' ist nicht zu kaufen		Doch um einen süßen
Nicht um Geld und Gaben,		Ruß ist sie zu haben.“

Wie viel echte Kraft in dem Liede:

„Weizen band ich in Kreuze ein,		So viel Körner in Tausend drein,
Weiß nicht, wie viel in Tausend sei'n;		So oft sollst du gedenken mein.“

Welche keusche Zartheit in der Einladung:

„Bin im Alföld Fischerbursche; an der Theiß		Braunes Mäd'el komm herein, bei mir zu ruhn,
Dort am Ufer steht mein Hüttchen klein und weiß;		Meine Mutter wird dir alles Liebe thun.“

Manchmal geht die Empfindung gar nicht über die Sehnsucht hinaus, wie in jenem bekanntesten und schönsten Volkslied:

„Maientäfer, gelber Maientäfer,		Frag' auch nicht, ob ich noch lang auf Erden,
Frag' dich nicht, ob schon der Sommer näher,		Das nur sag' mir, ob sie mein kann werden.“

Wenn er vom Liebchen scheidet, kann er seine Liebe nicht vergessen:

„Umgestürzt der Mandelbaum —
Röschen, ich muß scheiden, traun;
Riß mich los, mein armes Mädchen,
Wie im Herbst vom Baum das Blättchen
Los sich reißt.“

Er zieht in die Ferne, das Tüchlein der Geliebten nimmt er mit und singt:

„Küss' ich so dein Kopftüchlein,
Denk ich mir: 's ist Liebchen sein.“

Selbst für sein flatterhaftes Liebchen hegt er noch so viel Zartgefühl. Sein Vorwurf fogar ist warm von Liebe:

„Deine Augen sind so rund,		Sieh, die meinen sind dir treu,
Wen sie anschau'n, küßt dein Mund;		Stünden Hundert gleich dabei.“

Nach noch der Geliebten, die ihn verlassen hat, bewahrt er sein Herz:

„Findest wohl 'nen Schö'nern, Bessern, als ich war,
Doch ich mag nur Eine, die dir gleich, zum Paar.“

Dann wieder dauert ihn die Treulose:

„Welke, Rose, welke,		Als du mein noch warst,
Weil du nicht mehr mein;		Warst du ein Rothröselein.“

Und er will sie bereden zu bleiben:

„Siehst du, Röschen, bei Szalóc den Berg so groß,
Wenn der fort ist, dann erst halt' ich dich im Schooß.
In der Schürze trag' den Berg ich weg vom Ort,
Nur du, liebes, süßes Täubchen, geh' nicht fort.“

Und niemals flucht er ihr:

„Wie ich schon bin, fluch' ich dir nicht,		Steigen zum hohen Himmel hinan,
Doch meine Seufzer, viel und dicht,		Hei! wie wirst du drauf antworten dann?“

Auch die Melodie dieses letzteren Liedes ist eine der beliebtesten Blüten der Volksmusik. Zahlreich sind die Volkslieder, welche das Mädchen mit bitterem Hohn verfolgen, weil es seinen Jungfernkranz verloren, und das junge Weib, das seinen Gatten nicht liebt, wogegen standhafte Treue und wahre Liebe, welche vom Reichthum nicht verlockt an dem armen Geliebten hängt, hoch gepriesen werden.

In den Pusztenliedern finden wir das magyariſche Volksleben mit seinen äußeren Gebräuchen; eines der kennzeichnendsten derselben ist das Lied des Gulyás (Kinderhirten) nach vieljüngerer Melodie; wir theilen daraus folgende Strophen mit:

„Was thut's, daß als Bauer ich geboren?
Wär' ja sonst zum Gulyás nicht erkoren.
Kein Palast ersetzt mir meine Hürde,
Großer Herren Nicht ist schwere Bürde.

Bin ein kleiner König da, mein Stecken
Darf allein Recht und Gesetz vollstrecken.
Rings die Kinderweide ist mein Kronland,
Potentat bin ich darin mit Frohnstand.

Bin Monarch von ganzen sechs Vojtáren,
Dürfen mir mit „Gnaden, Herr“ nicht sparen.
Rings um meinen Pferch die Herden gehen,
Sechs Stück Schäferhund' mir Schildwacht stehen.

Hab' auch selbst das Herz am rechten Flecke,
Nicht vor Wolf, noch Räuber ich erschrecke,
Bin ich arm, so bin ich doch mein eigen,
Nehm' ich Dienst auch, darf mich frei doch zeigen.

Seh' den Wirbelwind daher ich fegen,
Gut ins Aug' und fest gestemmt dagegen!
Schau' das Wetter ruhig, weil ich Muth hab',
Selbst der Hagel prallt von meinem Hut ab.

Wer' ich mir den Schnappack auf den Rücken,
Muß in Küch' und Keller mich nicht bücken;
Kessel, Gabelholz, Blechlöffel, Eimer,
Alles hab' ich, wahrlich mehr braucht Keiner.

Mittags, wenn im Kessel gar das Essen,
Wird mit Knecht und Magd ringsum geseſſen,
„Umgekehrter Hirsbrei“ füllt den Magen,
Graf muß sich mit dreißig Schüsseln plagen.

Nach der Mahlzeit, wenn nach Schlaf mich lüſtet,
Steht auf Rasen schon mein Bett gerüstet;
Aufim, daß ich da nicht bessern Traum hätt',
Als der sieche Herr im Gänseſtaumbett.“

Im Gegensatz zu diesem hellsonnigen Pusztenbilde stehen die Lieder über das Leben der Räuber, der die Puszta durchstreichenden Betyáren; da ist düstere Pusztenscenerie, Sturmesraufen mit Klage laut vermischt, Wolfsgeheul, schwermüthige Ahnung, Rabengekrächze, Kettengeklirr, Alles durcheinander.

„Kalter Wind weht her vom Norden,
Frostkalt ist die Seel' mir worden.“

*

„Raben krächzen mir um's Ohr,
Krähen flattern rings empor,
Meine Faust den Beilstock schwenkt,
Doch die Thrán' an der Wimper hängt.“

*

„Tags die Sonne, Nachts der Mond mich nicht mehr laben,
Bin schon längst in ew'ger Finsterniß begraben.“

Zuweilen flackert wilde Prahlerei auf, Verachtung der ganzen Welt, Trotz gegen jegliche Macht, vom Rausch erhitztes Kraftbewußtsein, am Ende gewinnt aber doch wieder das melancholische Hindämmern ob des unvermeidlichen Unglücks die Oberhand und mitten in diesen Dornenstrauß gebunden steckt wohl eine wilde Busztenblume, ein leichtfertiges Liebchen, wie es zum Betyären paßt, das Schenk mädchen mit dem Hundertguldentüchlein am Halse, bestimmt, den verrathenen Liebhaber schließlich an den Galgen zu liefern. Aber es gibt auch Lieder, welche das Betyärenleben nach der Weise des echten Genrebildes mit seiner ganzen Glendigkeit schildern; ein solches ist „Buga Jakabs Sang“:

„Was trauerst, Brodgenoß, da du doch gar nichts hast?“

Vor auf der Gefragte folgendermaßen antwortet:

„Bloß ist meine Rippe, Dornmänn hängt in Fesen,
Meiner Schulter Blatt muß schlapp der Kaspag wehen,
Rößlein fehlt von manchem Hufe längst das Eisen,
Und wo eins noch klappert, will es auch schon reißen.
Meinen Mantel hat des Regens Guß zerwaschen
Und zum Henker geht die letzte meiner Taschen,
Meines Wolfsfell's Haare rieseln schäbig nieder,
Rußig ist mein Hemde, wer soll's waschen wieder?“

Die späteren Volkslieder zeigen auch hierin ein Sinken; an die Stelle des ehemaligen schneidigen Schwadronirens ist vielfach der Aberglaube getreten, der schweifende Betyár weiß vom verfolgenden Pandurenlieutenant zu singen, er habe eine „Teufelsmütze auf dem Kopfe, einen Stahlspiegel im Sack bereit, damit sieht er sieben Meilen weit. Unterm Arm ein Gulenaug', so sieht in finst'rer Nacht er auch. Mit Eidechsenblut mischt er seinen Wein, drum bangt ihm nicht selbst ganz allein; den Schnurrbart wickelt er mit Schlangenschmalz, den Säbel schmiert er mit Hahnen schmalz.“ So lange der nicht da war, sei der Betyár Herr gewesen zwischen Maros und Theiß. — Diese Art von Volkspoese ist sammt ihren Helden schon im Aussterben begriffen, und das ist nicht vom Übel.

In den Spottliedern finden wir die Verkehrtheiten des Volkes gegeißelt, Trunksucht und Lumpenthum, die gepuzte Armuth und schäbige Vornehmthuerei, den Luxus der Frauen, die Kniffe der schwiegerohnsüchtigen Mutter, die Steifleinheit der Damen aus der „Njir“-Gegend, die Winkelzüge der Obrigkeiten und besonders häufig das Soldatenleben, z. B.:

„Schläge doch der Blitz in Meggers Beil hinein!
Warum hat dem Kalb er abgehakt die Bein'?

Kälblein kann auf eig'nen Füßen nicht mehr traben,
Der Soldat muß, Armster! huckepack es tragen.“

oder wo der Soldat „sich Sterne zum Abendbrod herabguckt.“ Die Soldatenlieder aus neuerer Zeit, besonders aus den Fünfziger- und Sechziger-Jahren, haben nur Töne

bitterer Melancholie; meistens ist Italien ihr Entstehungsort. Ein solches Lied ist das folgende:

„In Nagy-Abony nur zwei Thürme ragen,	Lieber sah' ich dort die zwei, das weiß ich,
Mailand kann von zweieunddreißig sagen;	Als in Mailand diese zweieunddreißig.“

Unter den Spottliedern findet sich noch die eigenthümliche Abart der Korteßlieder, welche in der heißen, mit Wein berieselten Jahreszeit der Abgeordnetenwahlen zu erblühen pflegen. Es gibt darunter witzige Reime, die den Nagel auf den Kopf treffen, die meisten reichen aber nicht über die Linie des Gelegenheitspasquills hinaus; ihre Melodien sind gewöhnlich allbekannten Volksweisen angepaßt. Ein ihnen verwandtes Genre bildet das Trinklied, auch ein Lieblingsgewächs der Volksdichtung, und desgleichen die Hochzeits-„Rhythmen“ (rigmus), die aber keine Melodie haben. Aus der Anzahl von Trinkliedern wählen wir eines, das bisher in keiner Sammlung zu finden, obgleich es in den Dreißiger-Jahren dieses Jahrhunderts das verbreitetste war. Es ist übrigens schon darum merkwürdig, weil es einen ganz eigenthümlichen metrischen Bau aufweist, welcher dem ganzen Trinkliede den Rhythmus eines Trommelwirbels verleiht. Nach dem schwer-müthigen Andante der zwei ersten Verse:

„Schattengleich hinschwindet ja das Dasein,	- - - - - - u u - -
Eh' man's merkt, muß Freund Hein ja schon nah sein“,	- - - - - - u u - -

(bis hieher könnte es auch als Trauergefang gelten) folgt das Allegro:

„Ei ja wie — thöricht, wer — trauert, da — herzlich ja	- u u - u u - u u - u u
Er in Frohsinn	u u - -
Kann scherzen und sich freuen.	u - u - u - u
Eh' er es — merkt, ist vor — über sein — Leben und	- u u - u u - u u - u u
Ist zerronnen	u u - -
Gleich des Herbstes Nebelstreif.	- u - u - u -
Länger doch nur wird uns der Lebensfaden,	- u u u u u - - - -
Wenn wir recht oft so zu dem Krug uns laden,	- u u u u u - - - -
Alles heran drum und im Kreistrunk lustig,	- u u u u u - - - -
Wer noch nicht des regeren Sinns verlustig.	- u u u u u - - - -
Auf und die Becher ergreift,	- u u u u u
Auf und die Zecher ersäuft,	- u u u u u
Über die Leber was läuft,	- u u u u u
Spült's baß fort!“	- - -

Das beigelegte rhythmische Schema beweist, mit welcher Geschicklichkeit im Original (im Deutschen freilich nur annäherungsweise) eine Menge Pyrrhichien zusammengeläuft sind. Dem entsprechend ist auch die Melodie gesetzt.

Geläufig sind, besonders der Schuljugend, die patriotischen und kriegerischen Volkslieder; unter diesen das Lied: „Schon ist Belgrad unsre Burg“, unter jenen das

berühmte Rákóczy-Lied: „Hei, Rákóczy, Bercsényi!“ und die folgenden: „Ungriſch Herz, treu wie Erz.“ — „Segne, Herrgott, den Magyaren! Weil die Welt lebt, woll' ihn wahren. In der Heimat Paradiſ, Leb' er wie Fiſch' in der Theiſ.“ — „Mit den Greiſen Flug im Rathen, Mit den Jungen kühn in Thaten, Schöne Jungfrau'n ſei'n ihm hold, Schmucke Weibchen blank wie Gold.“ — „Guten Wein her aus den Rufen, Wollen unſern Trinkspruch rufen: Gott erhalte König, Land, Und unſ alle miteinander!“ In dieſer Art gibt es auch einen Marſch mit eigenthümlicher Melodie über Napoleon I.: „Zurück ins Vaterland nun eil', mein geſchlagenes Heer.“ Der berühmteſte Marſch trägt den Namen Rákóczy's; es ſind ihm wiederholentlich Verſe unterlegt worden, er eignet ſich jedoch nicht für den Geſang. Zu den Volksliedern von nationalem Gepräge kann man noch die Gedichte des fahrenden Sängers Sebastian Tinódi zählen; einige davon pflegt man im Chorus zu ſingen, ſo das folgende:

„Die alten, ſchlimmen Zeiten ich ſinge. Guter Török János, all deine Dinge,
Deß Ruf und Nam' ich ins Gedächtniß bringe, deines Vaters Tod auch traurig mir erklinge.“

Unter den Volksliedern müſſen ferner die volksthümlichen Pſalmodien andächtigen Inhalts erwähnt werden, deren Urfprung in die älteſten Jahrhunderte der chriſtlichen Epoche zurückreicht: „Folgen wir Marien, Stern der hellen Sonnen.“ — „Jeſus du mein heller Stern!“ — „Anbeten wir dich heilige Hoſtie, du wunderſames Manna.“ — „Komm' o König Stefan, der Magyare ruft dich!“ — „Weinet ihr Chriſten!“ — und die Weihnachtslieder: die Spielreime der Bethlehengänger und heiligen drei Könige.

Die Verfaſſer der Volkslieder ſind meiſt unbekannt. Text und Melodie werden, wie es ſcheint, gleichzeitig geboren. Die Schnitter auf dem Felde, die Mägde in der Spinnſtube greifen beide auf und geben ſie weiter, von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, biſ ſie im ganzen Vaterlande verbreitet ſind und ſogar in die Salons hinaufbringen oder auf der Bühne das Bürgerrecht erlangen. Zuweilen aber geht es umgekehrt, Dichtungen von hohem Fluge erhalten durch begabte Componiſten eine volkſmäßige Melodie und verbreiten ſich dadurch im Volke, das ſie ſich aneignet. Unter dieſen zur Allgegenwart des Volksliedes gelangten Kunſtgedichten ſind vorerſt zu nennen: Michael Börösmarty's „Szózat“ (Auffruf): „Dem Vaterlande unverzagt treu bleibe, o Magyar!“ — dann Kőlcsey's Hymnus: „Segne den Magyaren, Gott, mit gutem Muth und Überfluß“; unter Petöfi's Liedern: „Mein Flötchen iſt ein Trauerweidenzweig“, — „Nieder ſenket ſich die Wolke“, — „Lieb' iſt eine finſtere Grube“ und beſonders folgendes zwiſtrophige Lied:

„Höre, Schafhirt, armer Schafhirt höre,
Daß dich dieſer Beutel Geld bethöre;
Deine Armuth gib für meine Habe,
Doch dein Liebchen drauf als Nebengabe.“

„Wenn das Geld ich nur als Drangeld nähme,
Hundertfach dann noch ein Trinkgeld käme,
Und als Draufgab' gar die Welt daneben,
Keinem Andern könnt' ich's Liebchen geben.“

Von Johann Krany das folgende:

„Meiner braven ‚Ansel‘ fehlt der Hufbeschlag,
Eifrig glatt der Weg, daß sie fast stürzen mag,
Schmied ein neues Eisen, Schmied von Droszház,
Ach bei Mohács gabs noch mehr Verlust als das!“

„Hatt' ein franichgraues Kößlein, schönes Thier;
Doch der Szegebiner Hauptmann nahm es mir.
Nicht einmal vom Kauftrunk hab' ich was gewußt, —
Ei was! bei Mohács da gabs noch mehr Verlust.“

Von Michael Tompa:

„Sommers, Winters ist die Puszta Heimat mir.“

Zu Anfang des Jahrhunderts waren besonders verbreitet Csokonais Lieder:

„Die mit Ird'schen tändelst,
Als ein Himmelskind,
Sie als Göttin gängelst,
Hoffnung, falsch und blind.“ —

desgleichen: „Tihany's Tochter*, o du helle, laute, Komm hervor aus deinem heil'gen Berge“ — und: „Abend wars, da der Befehl kam Unter veilchenblauem Siegel“, und in den Vierziger-Jahren sang man rings im ganzen Lande Börösmarty's preisgekröntes „Tóth's Lied“:

„Erster Ungar auf der Welt der König ist,
Jeder Arm im Land ist sein zu jeder Frist,
Seine Freude find' er in des Volkes Heil,
Seinem heil'gen Haupte werde Ruhm zutheil.“

Es ist jedoch merkwürdig, daß die Lieder, welche in glänzenden Kriegsepochen das nationale Heer begeisterten und bei deren Klang nach der Schlacht geruht und getanzt wurde, einen ganz harmlosen Inhalt haben; so ist folgendes das Lied der adeligen Insurrection im Jahre 1809 gewesen:

„Jancsi gelb gestiefelt steigt durch Marast,
Panni über'm Bach schon auf ihn paßt.
Doch nicht, Panni, den Jancsi, groß ist der Noth,
Schad wär's um die Gelben, 's wär ihr Tod.“

* Das Echo von Tihany am Plattenjee.

Im Feldzug 1848 bis 1849 aber folgte dem Heere nebst mehreren Schlachtliedern (darunter eine Marseillaise mit ungarischem Text) unter den die Kriegslust anfachenden Gefängen zumeist das folgende Lied:

„Brennt die Hütte, fracht das Röhricht,
 Preß die Braune an dich gehörig!“
 — „Bis ich da die Braune herze,
 Dort die Blonde ich mir verscherze.“



„Eisig glatt der Weg . . .“

Demn das Lied:

„Lajos Bácsi* ließ uns wissen,
 Thät ein paar Regimente missen“ —

entstand, wie schon seine trübselige Stimmung verräth, erst gegen Ende des Feldzugs und kurz nachher sang man nur noch:

„Einst uns doch der Morgen lacht,
 Ewig bleibt es doch nicht Nacht.“

Dieses Lied hat Karl Böka dem General Paszkewitsch vorgespielt, als derselbe sich in Debreczin aufhielt. Und als endlich Alles vorüber war, hielt immer noch das Volkslied den magyrischen Geist aufrecht.

* Onkel Ludwig.

Die magyarischen Volksballaden und Volksromanzen unterscheiden sich vom eigentlichen Volkslied auch darin, daß sie selten eine Singweise haben. Eine der ältesten unter ihnen ist „Szilágyi und Hajmási“, die Ballade von zwei gefangenen edlen Jünglingen und der Tochter des türkischen Sultans:

„Tausendfünfhundert und über siebzig als man einst schrieb,
Stellt es zusamm' ein Knab', da er saß auf Szöndörö, der Beste,
Wohl aus den Reimen von einem Poeten, gar traurig im Herzen.

Unter den siebenbürgischen Volksballaden sind die hervorragendsten „Anna Molnár“, „Frau Klemens Köműves“, Susanne Homlódi, Barcsay, Käthchen Kádár. Die Mär von Anna Molnár, welche in mehreren Varianten bekannt ist, sei hier aus einigen derselben zusammengestellt:

Anna Molnár.

Volksballade.

„Komm mit mir, geh, Anna Molnár,
Sechs Steinburgen hab' ich eigen,
Will die siebente dir zeigen.“
„Kann nicht mitgehn, Martin Sajgó,
Bübchen weint mir in der Wiegen,
Waldbwärts ist mein Mann gestiegen.“
Dennoch lockt er sie so lange,
Bis geglückt, daß er sie fange.
Gehn jetzt, gehn auf ferner Halde,
Mitten in dem grünsten Walde:
„Anna Molnár, bist am Ziele,
Siß' in düstern Baumes Kühle.
Gib mir deinen Schooß als Rißchen,
Schau mir in den Kopf ein bißchen.“
Einschlief da mein tapfrer Herr,
Anna Molnár's Augen steigen
Zu des düstern Baumes Zweigen,
Sehn dort die sechs schönen Mädchen,
Sehn erkennt sechs schöne Mädchen.
Da im Stillen sie bedachte:
Wenn er sie zur sieb'ten machte!
Fühlt ihr zartes Herze klopfen,
Fühlt die warmen Thränen tropfen
Aufs Gesicht des tapfern Herren.
Auf wacht da der tapfere Herr:
„Anna Molnár, warum weinst du?

Aufgeblickt zu haben scheint du,
Blicktest auf zum düstern Wipfel,
Zu des düstern Baumes Gipfel.“
„Blicke nicht, mein tapfrer Herr,
Doch vorbei drei Waisen kamen,
Seufzt' da meines Bübchens Namen,
Dachte meines biedern Gatten.“
„Anna Molnár, auf nun, steige
Zu des düstern Baumes Zweige!“
„Nein, mein tapfrer Herr, nicht geh ich,
Bäumeklettern nicht versteh' ich,
Geh voraus mir, daß ich's lerne,
Folgen thu' ich dann dir gerne.“
„Martin Sajgó steigt ganz munter;
Fällt sein scharfes Schwert herunter.
„Anna Molnár reich' mir's wieder!“
„Gleich, ja gleich, mein guter Krieger.“
Und ergreift das nimmer stumpe,
Haut des Sajgó Kopf vom Rumpfe.
Zog dann an das Kleid des Todten,
Ganz und gar von Tuch, von rothem,
Warf sich auf das schnelle Rößlein,
Zu des biedern Gatten Schößlein
Ritt sie heim, so rasch es mochte,
Bald am Thore dort sie pochte:
„Schläfst du wohl, du Wirth, du biedrer?“



„Anna Molnár, reich' mir's wieder!“ —
„Gleich, ja gleich, mein guter Krieger!“

„Nein, ich schlaf' nicht, guter Krieger.“
 „Gibst du mir die Nacht ein Lager?“
 „Nein, ich kann nicht, guter Krieger,
 Denn mein Weib ist von mir gangen
 Und mein Kind das weint vor Bangen.“
 „Ist's nur das, dann kannst's gewähren,
 Bin gewohnt solch Schrei'n zu hören.“
 „Ist es so, tritt ein, mein Lieber,
 Eine Nacht ist bald vorüber.“
 „Hörst du wohl, mein Wirth, du bied'rer,
 Leben muß ich meine Glieder.
 Ist im Dorf ein guter Tropfen,
 Bring' 'nen Krug, den Hals zu stopfen.“
 „Ei, der gute Wein ist ferne,
 Nicht verlaß mein Kind ich gerne.“
 „Bis sein Vater wiederkehret,
 Bin ich's, der es hegt und nährt.“
 Ach, wie lang sein Gehn ihr währet.
 Doch er geht, Wein zu erlangen;
 Auf reißt sie des Dolmans Spangen,
 Reicht die Brust dem süßen Kinde,

Säugt es, küßt es auch geschwinde,
 Legt's dann an den Herd zum Schlasse.
 Wie sein Vater kommt, der brave,
 Staunt er, daß das Kind nicht weinet;
 Wohl, denkt er, es gibt jetzt Frieden,
 Weil ein Gast dem Haus beschieden.
 Als bei Tische nun sie saßen,
 Sprach der Gast folgendermaßen:
 „Hörst du wohl, mein Wirth, du bied'rer,
 Auf die Frage mir erwid're:
 Wie, wenn jetzt dein Weib erschiene,
 Lebend, liebend, froher Miene,
 Würdest du sie schlagen, schelten,
 Stets mit Vorwurf ihr vergelten?“
 „Nein, nicht schelten und nicht schlagen,
 Lebenslang auf Händen tragen.“
 „Wohl, da bin ich, deine treue
 Frau, mit der du nahnst die Weihe.“
 Auf den Bettrand sie sich setzte,
 Sich am Büblein küssend legte,
 Ihren Mann mit Thränen negte.

Unter den Betyären-Balladen finden wir die meiste dramatische Kraft in der Geschichte von Ladislaus Fehér, für den sich seine jungfräuliche Schwester opfert, um dann, verrathen, dem Manne zu fluchen, der ihren Bruder in den Tod geliefert:

„Mein Herr Leutnant, mein Herr Leutnant,
 Sei verflucht, du mein Herr Leutnant,
 Vor dir lodre Feuers Hölle,
 Hinter dir die Flut aufquelle,
 All dein Brod sich wandl' in Kiesel,
 All dein Wasser in Blutgeriesel,
 Stolpernd brech' das Pferd dir nieder
 Und zerquetsche dir die Glieder,
 Aufsteh' deines Messers Klinge
 Und von selbst in's Herz dir dringe!“

Unter den naiven Romanzen ist die bekannteste: „Was dem Königssohn nur einst ist eingefallen!“ (Für diese ist auch eine sehr einfache Melodie zu finden.) Dann kommt die folgende: „Mutter ward gefreit wohl von dem schmucken Schneiderlein“. In der ersteren stellt ein Königssohn in Kutscherlivrée die Tochter des reichen Richters und die des armen Korbflechters auf die Probe; das arme Mädchen gewinnt den Kranz, das

reiche wird beschämt. In der anderen Ballade bekundet die Composition eine echt künstlerische Empfindung. Das Mädchen heiratet einen armen Hauerburschen und ihre Mutter einen pudigen Schneidergesellen; jede Strophe erzählt, wie gut es der Mutter geht und in welcher Armuth die Tochter lebt, wobei der Rehrreim immer lautet: „Meiner Mutter Freude ist das schmucke Schneiderlein, aber mir zum Leide dient der arme Hauer mein.“ Die letzte Strophe lautet dann:

„Mit dem Stock die Mutter weckt das schmucke Schneiderlein,
 Mich mit Täubchenfuß der arme Hauerbursche mein,
 Mir zur Freude war der arme Hauerbursche mein,
 Mütterchen zum Leide war das schmucke Schneiderlein.“

Wenn wir die Sammlungen magyarischer Volkspoesie durchgehen, welche freilich noch immer sehr lückenhaft sind, erkennen wir, daß die Volksdichtung von dem wirklichen literarischen Niveau durch nichts getrennt ist, denn während jene in ihrer allgemeinen Färbung den Schmelz der wahren Poesie aufweist, haben hinwiederum auch unsere hervorragenderen Dichter selber der Volksdichtung den in dieser herrschenden rhythmischen Wohlklang, die Assonanz, die Vorreime abgelernt, sowie die Anwendung von Bildern aus der Natur, die mit wenigen Worten vielsagende Gedrängtheit des Ausdrucks, die plötzlichen Wendungen des Gedankenganges und so fort, so daß man wohl sagen kann, es habe bei uns der Helikon vom Felde gelernt, und neben unseren berühmten Dichtern steht ein Dichter größer als sie alle: das Volk, namenlos und doch unsterblich!

Die magyrischen Sprichwörter.

Zu den Geisteserzeugnissen des Volkes gehören auch noch die Sprichwörter. Diese enthalten die Lebensweisheit des Volkes, seine höchsten Lebensgrundsätze, die Ergebnisse seines Sinnes und Denkens. Echt sind diejenigen, welche eine regelrechte Form haben. In solchen haben Geist und Gemüth vereint ihre Producte niedergelegt. Es sind dies zwei oder mehrere entsprechende Sätze oder Redensarten, mit einem gewissen Rhythmus und Wohlklang ausgeprägt. Was formlos ist, daran haben Gemüth und Schönheits Sinn kein Theil, es ist nur übernommen worden oder nur einseitiges Werk des Verstandes.

Charakteristisch sind in ihnen die sittlichen und sonstigen Anschauungen des Volkes. Sie bezeugen, auf welche Art das Volk zum Beispiel sein eigenes menschliches Verhältniß aufgefaßt hat.

Schlagen wir nur in unseren Sammlungen das Wort „Mensch“ auf: „Mensch und Mensch gehören zusammen“ (können nicht ohne einander sein); — „Mensch und